baren Posten, sondern sind fortwährend in Bewegung. Die Periode der Sperrung in der einen oder anderen Richtung an den großen Knotenpunkten wird nicht nach feststehender Sekundenzahl, sondern nach der Notwendigkeit berechnet. An den Kreuzungen der großen Boulevards mit den Seitenstraßen springen die Beamten hin und her, um hier einen günstigen Moment für die Durchfahrt zweier Wagen zu erspähen, dort ein paar Fußgänger passieren zu lassen, die es eilig haben. Die gesamte Regelung des Verkehrs vollzieht sich nicht nach Schema F, sondern ist auf Individualität, auf Anpassung an die Verschiedenheit in der Bewegung der Verkehrsmittel und der Passanten eingestellt. Darum kann es in Paris nie vorkommen, daß ein Wagen sekundenlang auf die „grüne Welle" warten muß, obwohl die Straße völlig frei ist.

*

Paris ist schon während des vergangenen Jahrhunderts in der Ausbildung moderner Verkehrsmittel allen Städten Europas vorangegangen. Kennzeichnend dafür ist die Tatsache, daß der regelmäßige Betrieb von Omnibussen schon früher aufgenommen wurde als in London. So erklärt es sich, daß der ganze Aufbau des Verkehrswesens, der sich auf jahrzehntelange Erfahrungen stützt, einen viel planmäßigeren Eindruck macht, als in jüngeren Städten, in denen sich die Entwicklung sprunghafter vollzogen hat. Vorbildlich ist vor allem die Anlage der meist unterirdischen Schnellbahnen, des „Metro und des „Nord-Süd", deren Netz fast so engmaschig ist, wie in anderen Städten das der Straßenbahnen. Nicht weniger als 11 Linien führen kreuz und quer durch das Stadtgebiet und nach den äußeren Vororten. In der City ist fast jede zweite oder dritte Station Kreuzung verschiedener Linien, so daß die Umsteigemöglichkeiten unbegrenzt sind. Das hergige Gelände, auf dem sich Paris erhebt, bedingt, daß die Tunnels in manchen Teilen der Stadt außerordentlich tief liegen. Fahrstühle erleichtern den Zugang zu diesen Bahnhöfen. Um zu den Stationen des „Nord-Süd" in der Montmartre-Gegend zu gelangen, muß man 3—4 Stockwerke hinab! Die Eingangstreppen liegen auf beiden Seiten der Straße, so daß der Fußgänger den Bürgersteig nicht zu verlassen braucht. Von der Anlage von Zugängen, die mitten auf dem Fahrdamm liegen und eine stete Gefahr für die Reisenden bilden, hat man hier mit Recht abgesehen. Die äußere Umgrenzung der nach unten führenden Treppen ist architektonisch nach Möglichkeit der Umgebung angepaßt, um das Stadtbild nicht zu stören. Besonders gut gelungen ist das bei dem Bahnhof am Place de la Concorde, dessen Eingang in die Mauer des Tuilerien-Gartens eingefügt ist.

Die Straßenbahnen vermitteln in erster Linie den Verkehr in den äußeren Stadtteilen und nach den Vororten. Die breiten Prachtstraßen und die belebten Plätze des Stadtinnern sind frei von Gleisen und gehören den beweglicheren Autobussen. Neben diesen wimmeln die Straßen von unzähligen Auto-Taxis, mit denen man für billiges Geld viel Zeit gewinnen kann. (Das Autofahren ist so ziemlich das einzige Vergnügen, das nach der Stabilisierung des Franc noch billig zu haben ist!)

Eins aber ist erstaunlich für den Fremden, der sich von dem Pariser „Nachtleben" allzugroße Vorstellungen gemacht hat: im Zentrum dieser Weltstadt geht es sehr solide zu. Von dem Vergnügungsviertel am Montmartre soll nicht gesprochen werden, da gibt es wohl keine Aufbruchsstunden. Aber die großen Boulevard-Cafés schließen ihre Pforten schon kurz nach 1 Uhr. Und wehe dem Unglücklichen, der etwa spät abends angekommen ist und noch einen Imbiß einnehmen möchte! Er kann lange herumirren, bis er etwas für seinen knurrenden Magen findet, sofern ihm sein Geldbeutel nicht gestattet, ein „Restaurant de luxe" aufzusuchen. Die einfacheren Gaststätten, in denen man „a prix fixe" eine Mahlzeit bekommt, werden zum Teil schon in der zehnten Abendstunde geschlossen. Nach dem letzten Ansturm, den der Schluß der Theater mit sich bringt, wird es in den Straßen still und in den Außenbezirken auch recht dunkel. Die Nachtomnibusse die aber nur alle Stunde verkehren, bringen die letzten Nachzügler nach Hause.

Karl Fr. Simrock.

Texanischer Humor

Die texanischen Viehhirten sind eine besonders in Nordamerika gefürchtete Menschensorte. Oberst Middleben, der einen der menschenarmen Teile von Texas durchreiste, erzählt folgende Geschichte von seiner Begegnung mit diesen Burschen:



Schloss Karneid bei Bozen ist seinem deutschen Besitzer, Frhr. von Miller-München, von den Italienern zurückgegeben worden.

Eines Tages stieg ich naß und hungrig in einer Art Wirtshaus ab, in dessen Schankzimmer eine Anzahl ruppig aussehender Kerle versammelt war. Ich bemerkte sofort, daß ich mit mißgünstigen Augen betrachtet wurde, und war eben im Begriff, wieder aufzubrechen, als einer der Männer auf mich zutrat. „Was tun Sie hier, Kapitän?" sprach er mich an. „Ich sehe mir das Land an," erwiderte ich. „Haben Sie es sich angesehen?" forschte er weiter. „Ja," gab ich zur Antwort. „Nun, was treiben Sie sich denn noch hier herum?" wollte er weiter wissen. „Dazu habe ich ein Recht," betonte ich. „Was für ein Recht?" lautete seine lakonische Frage.

Ich zeigte den mir von der Regierung ausgestellten Passierschein, den der Mann sofort ergriff und unter brüllendem Gelächter seiner Gefährten mit den Worten zerriß: „Das ist hier einen Pfifferling wert." Ich hatte wohl einen Revolver, aber was vermochte ich gegen ein Dutzend verzweifelter Kerle? Meine Situation fing an, mir sehr unheimlich vorzukommen. „Nun will ich Ihnen was sagen," fuhr der Wortführer der Bande fort. „Uns machen Sie nichts weiß. Sie sind ein Geheimpolizist und haben nichts Gutes vor." „Ich bin kein Geheimpolizist," sagte ich. „Wollen Sie damit sagen, daß ich ein Lügner bin?" „Ja, das tut er, Jack!" brüllten seine Gefährten. In einem Augenblick war ich umringt, jeder der Männer hatte seinen Revolver gezogen und einer nahm mir den meinigen ab. „Eigentlich sollte ich Sie hier auf dem Fleck töten," sagte der als Jack angeredete Kerl, „und Sie keine Minute längen leben lassen; aber ich will Ihnen etwas anderes sagen. Wir wollen Ihnen noch fünf Minuten schenken. Stellen Sie sich hin und sehen Sie auf jene Uhr; sie zeigt fünf Minuten vor zwölf; sobald beide Zeiger auf zwölf stehen, hören Sie auf zu leben." All mein Flehen war vergebens, ich richtete meine Augen auf die Uhr und begann an die Ewigkeit zu denken. Die Zeit, die ich stand, schien mir endlos, und noch immer stand der Zeiger nicht auf zwölf. Plötzlich hörte ich ein lautes Lachen hinter mir. Unwillkürlich drehte ich mich um. Die Banditen waren verschwunden und nur noch ein Schwarzer stand da, der mir grinsend die Zähne wies. „Was lachst du, Schuft?" rief ich. Er erwiderte, indem er den Mund von einem Ohr zum anderen aufriß: „Sehen Sie die Uhr an, Herr, — sie steht. Die Viehhirten haben wieder ihren alten Witz mit Ihnen gemacht. Und hier ist Ihr Revolver, den ich Ihnen wiedergeben soll."

Am Ausguck

Kuriose Feuerlöschmittel.

Zu allen Zeiten hat man nach wirksamen Mitteln zur Feuerbekämpfung gesucht. Dabei verfiel man oft auf seltsame Dinge, besonders in den an Aberglauben so reichen früheren Jahrhunderten. So verordnete z. B. im 18. Jahrhundert ein deutscher Landesfürst, „daß in einer jeden Stadt und Dorf verschiedene hölzerne Teller, worauf schon gegessen gewesen, des Feiertags bei abnehmendem Monde, mittags zwischen 11 und 12 Uhr mit frischer Tinte und neuen Federn beschrieben, vorrätig seien, sodann aber, wenn eine Feuersbrunst entstehen sollte, ein solcher Teller mit den Worten: „Im Namen Gottes" ins Feuer geworfen und, wofern das Feuer weiter um sich greifen wollte, dreimal solches wiederholt werden soll, dadurch denn die Glut unfehlbar getilgt wird. Dergleichen Teller haben nun die regierenden Bürgermeister in den Städten, auf dem Lande aber die Schultheißen und Gerichtsschöppen in Verwahrung aufzubehalten und bei entstehender Not beschriebenermaßen zu gebrauchen." Das unfehlbare Mittel scheint sich aber doch nicht bewährt zu haben, denn die Verordnung wurde schon nach kurzer Zeit aufgehoben. Durch Feuerbeschwören glaubte man einst mehr zu erreichen als durch Löscharbeiten, und noch bei dem großen Brand in Hamburg erbot sich ein Mann, gegen Zahlung von 50 000 Talern dem Brande Einhalt zu gebieten, indem er einen von ihm mit geheim gehaltenen Worten beschriebenen Zettel in die Glut werfen wollte.

Der heilige Käfer.

Die Ursache, daß der Skarabäus oder Mistkäfer, auch Dungkäfer genannt, der in Südeuropa und Nordafrika lebt, von den alten Aegyptern als heilig angesehen wurde, ist in der Anschauung der Anbeter der Isis und Osiris zu suchen, welche annahmen, daß der Käfer ohne Fortpflanzung entstehe. Man fand ihn nach dem Rücktritt des Nils im Schlamm und sah ihn wegen seiner goldglänzenden Farbe als Sinnbild der Sonne an und verehrte ihn deshalb. Dieser Skarabäus ist ein fleißiger Bursche, der Straßenreiniger unter den Tieren. Er hat für die Beseitigung des Unrates zu sorgen. Die nötigen Werkzeuge trägt er an der Stirn oder Brust bei sich und unermüdlich dreht er Mist als Nahrung für seine Larven zu Kugeln, die er dann, sobald das Weibchen ein Ei hineingelegt hat, tief in die Erde vergräbt. Dieser heilige Pillendreher hatte im alten Aegypten seinen besonderen Kultus durch Priester in den Tempeln. Gemmen mit dem Pillendreher trug man mit Inschriften versehen als Amulette und gab sie dem Toten mit ins Grab. Auf der gewölbten Oberseite des meist aus rotem Karneol gebrannten Amuletts befindet sich das vertiefte Bild des Käfers, während die andere Seite Hieroglyphen trägt.

Die niedrigste Todesziffer.

Die niedrigste Todesziffer hat Neuseeland, dessen Todeszahl für 1924 8,29 pro Tausend beträgt. Die Säuglingssterblichkeit hat in der Jahren von 50 bei tausend Geburten auf 40 abgenommen. Die Geburtenziffer von 1924 ist mit 21,57 pro Tausend die geringste, die bisher in Neuseeland verzeichnet worden ist.

Das „Ur" der Chaldäer.

Die Universität von Pennsylvania hat gemeinsam mit dem Britischen Museum eine Expedition ausgesandt, mit dem Auftrag, Ausgrabungen vorzunehmen an jener Stelle Mesopotamiens, wo das Ur der Chaldäer, Abrahams Geburtsstadt, gestanden haben soll. Es wurde ein großer Hügel abgegraben. Etwa sechs Meter unter der Oberfläche wurden gut erhaltene gebliebene Gebäude freigelegt. Diese Häuser waren erbaut aus Backstein für die Außen-, und getrocknetem Lehm für die Innenwände. Alle Wohnungen waren erbaut nach einem einheitlichen Plan, und zwar dem gleichen, wonach noch heute die Häuser von Bagdad erbaut werden.

Ein salomonisches Urteil Scheffels.

Eine hübsche Erinnerung an den Dichter des „Trompeter von Säckingen", Joseph Viktor von Scheffel ist ganz durch Zufall wieder lebendig geworden. Beim Durchsuchen alter Akten fand man eine Prozeßverhandlung, die zwischen dem Dichter und einem Brunnenbauer ausgetragen worden ist und die von dem schalkhaften Humor des Dichters ein gutes Zeugnis ablegt. Nachdem auf der Mottnau, wo Scheffel wohnte, wieder ein großer Mangel an Trinkwasser eingetreten war, bestürmte ein in der Nähe wohnender Brunnenbauer den Dichter, ihm den Auftrag zu einer Brunnenanlage zu geben. Scheffel lehnt es ab. Der Meister drang jedoch weiter in ihn und schließlich ließ sich Scheffel unter der Bedingung erweichen, daß das gewonnene Wasser auch wirklich trinkbar sein müsse. Der Brunnen wurde gegraben, lieferte jedoch nur eine lehmige, glänzende Flüssigkeit und Scheffel lehnte die Zahlung ab. Im darauffolgenden Prozeß versuchte der Richter den Dichter zu einem Vergleich zu bewegen. Scheffel war auch dazu bereit. Er sagte, daß er ohne Muck und Zuck die ganze Forderung bezahlen wolle, wenn der Brunnenbauer sich verpflichte, an Gerichtsstelle eine Flasche des Brunnenwassers auszutrinken. Er holte eine Flasche aus der Tasche, die das lehmige Wasser enthielt. Der Brunnenbauer lehnte den Trunk ab und seine Klage wurde abgelehnt.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 5 Mittwoch, 2. Februar 1927

Karneval

Von K. Berger.

Die Karnevalszeit war ursprünglich die mit Lustbarkeiten aller Art ausgefüllte Periode zwischen dem Dreikönigsfeste (6. Januar) und dem Aschermittwoch. Später wurde die Feier auf drei bis acht Tage vor Aschermittwoch beschränkt. Das Wort Karneval wird abgeleitet aus dem lateinischen carne vale, das heißt: Fleisch, leb wohl, weil nach Beendigung der Festlichkeiten mit Aschermittwoch die Fastenzeit beginnt. Simrock leitet dagegen die Bezeichnung von carrus navalus her, was so viel wie „Schiffswagen" bedeutet, da die Festlichkeit aus der heidnischen Zeit herstammen soll, wo zu Ehren der germanischen Göttin Nerthus ein Schiff auf Rädern durch das Land gezogen wurde.

Die mit dem Karneval verbundenen öffentlichen und außerkirchlichen Festlichkeiten werden in der Hauptsache aus der heidnischen Zeit hergeleitet, besonders von den Bacchanalien und Saturnalien der Römer. Namentlich die festlichen Umzüge haben ihr Vorbild in einer Menge religiöser Gebräuche asiatischer Völker, sowie der Aegypter, Griechen und Germanen. Gefeiert wird der Karneval zumeist mit großen Eß- und Trinkgelagen, mit Tanz, mit kostümierten Umzügen, besonders auch durch theatralische Vorstellungen, in welchen teils im Ernst religiöse und historische Gegenstände dargestellt, teils im Scherz menschliche Torheiten verspottt werden. Die Verkleidungen, Maskenbälle und allerhand Mummenschanz, sowie das ganz tolle Treiben in diesen Tagen, haben sich bis in unsere Zeit ihr historisches Recht gewahrt: Die sogenannte Karnevalsfreiheit.

Am originellsten ist der Karneval in Italien, besonders in Rom und Venedig, ferner in Frankreich und dort namentlich in der Modemetropole Paris. In Deutschland sind besonders das Rheinland und Bayern als Heimstätten des Prinzen Karneval zu betrachten. Die Feiern in Köln und München haben Weltberühmtheit erlangt. In neuerer Zeit haben auch protestantische Städte, in denen seit der Reformation der Karneval ganz außer Gebrauch gekommen, ja sogar verpönt war, ihn wieder zu pflegen begonnen. Mit dem Karneval sind auch Versammlungen, Narrenvereine und Narrenfeste in Aufnahme gekommen, welche die Gegenwart satirisch und humoristisch behandeln.

Im Fasching, wie in München und Wien der Karneval genannt wird, offenbart sich der naive Durch keine Not der Zeit gehemmte Lebensdrang des Volkes, der in dem Bestreben gipfelt, von der entbehrungsvollen Fastenzeit durch zwar rauschende, im Grunde aber harmlose Feiern den Becher der Freude noch einmal bis zum Grunde zu leeren.

Uralte Bräuche knüpfen sich an die Faschings- und Karnevalszeit an. Das „Perchtenlaufen" im Berchtesgadener Lande ist eine uralte Sitte. Während sich früher einige dreißig Burschen oder Kinder an diesem Scherz beteiligten, unternehmen ihn heute höchstens noch sechs oder acht junge Leute. Aber vergessen oder ganz einschlafen läßt man ihn nicht. Einer der Beteiligten stellt die Frau Perchta dar, umhüllt von einem großen weißen Schleier und das Gesicht von einer Larve mit großer Nase verdeckt. Frau Perchta ist die fleißige Spinnerin, die sich an manchen Winterabenden von dem Fleiß der Spinnerinnen in den verschiedenen Stuben überzeugt. Das Treiben geht in der Weise vor sich, daß zwischen dem Dreikönigstag und Fastnacht an irgend einem passenden Abend sich die ganze Gesellschaft zusammenfindet und unter Führung der Perchta im Ort von Haus zu Haus zieht. Die Teilnehmer tragen weißleinene Hemden und um die Hüften einen Gurt mit Schellen besetzt. Das gibt einen vergnüglichen Lärm, wenn alle herumhüpfen, stampfen und springen. Die Spaßvögel lärmen und singen so lange vor jedem Haus, bis sich die Türen gutwillig oder wider Willen auftun. Dann rennt die ganze Bande ins Haus, tanzt und rumort in Tenne und Stuben nach Herzenslust und läßt sich beschenken. Meist bestehen die Gaben, die behend ergriffen und in einem Sack geborgen werden, aus Geld und Kletzen, das ist Fruchtbrot oder sonstiges Backwerk.

Ebenso geräuschvoll wie diese seltsamen Jünger der Perchta gekommen, verschwinden sie wieder, aber nur, um sich für das Geld irgendwo gütlich zu tun. Die Kinder bringen freilich ihre Geschenke brav nach Hause zu Eltern und Großeltern.

Eine andere Karnevalssitte ist das „Schnalzen", das in der Gegend zwischen Laufen und Waging, in Oberbayern betrieben wird. An Werktagen um die Mittagsstunde oder gegen Abend erscheinen die Burschen der verschiedenen Ortschaften auf dem Plan mit Peitschen, deren Geißel mindestens dreimal so lang ist, als der kurze Stiel. Diese Schnur ist meistens zwei Meter lang aus dem besten Flachs und so gut wie möglich eingepecht, damit sie ordentlich pfeife Jeder muß taktfest sein, der bei diesem Peitschenknallen mittun will. Vor dem Dorfe stellen sich die Burschen in Reihen auf und dann geht die „Gaudi" los. Die Peitschen sausen — und es wird dabei gezählt — kräftig um die Köpfe: Eins, zwei — eins, zwei, drei —.

So ist es Werktags um die Mittags- und Abendzeit. Jedoch an Sonntagen möchte mancher gern aus der Haut fahren; da hört das Geschnalze den ganzen Tag nicht auf. Der Ursprung dieser närrischen Sitte geht weit in die heidnische Zeit zurück, wo sie sehr ernsthaft und in gutem Glauben gehandhabt wurde. Durch das Peitschenknallen wollte man die bösen Geister vertreiben, jagte man nach seiner Meinung Hexen und Unholde aus dem Revier.

Gern läßt man den kleinsten Burschen mit dem Knallen beginnen, ihm folgt der nächst größere und so fort. Wer es am schönsten kann, wird als Sieger gefeiert. Natürlich darf ein ordentlicher Bierbanzen auf dem Platz nicht fehlen, um die rechte Feststimmung zu bringen. Der Steinkrug wird gefüllt, bis kein Tropfen mehr im Faß ist. Sehr oft endet die Fastnachtsfeier mit einem ordentlichen „Raffets", einer Rauferei, bei der man noch die Stärke seiner Muskeln zeigen kann, und die mit allgemeiner Versöhnung endet, war sie doch selten böse gemeint.

Obwohl die Faschingsperiode im Zuge der neuen Zeit viel von ihrer festlichen Bedeutung eingebüßt hat, so trifft man doch hier und da in deutschen Gauen noch uralte Gebräuche an. So feiert man in München alle sieben Jahre den Schäfflertanz, der von den Schäfflergesellen schon wochenlang vorher geübt und vorbereitet wird. In Königsberg trugen die Fleischer unter großem Jubel und Musikbegleitung eine Riesenwurst durch die Straßen, die, wie es sich gehört, nachher beim festlichen Gelage verzehrt wurde. In Nürnberg kennt man das Schönbartlaufen der Metzger, das mit altmodischen Tänzen verbunden ist. In Frankfurt a. Main feiern die Böttcher einen alten Tanz, während man in verschiedenen bayrischen Städten humoristische Schlittenfahrten veranstaltet. Der Spaßmacher ist bei diesen Festen eine Hauptperson. Es sind eben Feste der Freude, bei denen es oft drunter und drüber geht, gewisse Grenzen aber selten überschritten werden. Als Motto für die Faschingsfeier kann der Vers gelten:

„Was die Welt morgen bringt,
Ob sie mir Sorgen bringt,
Freud' oder Leid:
Komme, was kommen mag,
Sonnenschein, Wetterschlag —
Heute ist heut."

Auch die goethesche Lebensweisheit kann auf die Faschingszeit angewandt werden, die da sagt: „Vieles könnten wir nicht ertragen, hätt' nicht Natur den holden Leichtsinn uns verlieh'n."

Der Sternenhimmel im Monat Februar 1927

Von Max Valier.

Auch im Monat Februar senkt sich die Sonne noch früh unter den Horizont, zu Monatsbeginn etwa um 4,50 Uhr, gegen Monatsende um 5,40 Uhr. Dabei dauert die bürgerliche Dämmerung, bei deren Ende es dunkel zu werden anfängt, 40- 45 Minuten, die astronomische Dämmerung bei deren Ende die völlige Nachtdunkelheit eintritt, 1 Stunde 45—50 Minuten. Berücksichtigen wir dies, dann folgt daraus, daß zu Monatsanfang um etwa 6 Uhr, gegen Monatsende um 7 Uhr mit der Himmelsbeobachtung begonnen werden kann.

Wenden wir um diese Zeit, sobald die Strahlengarben der Sonne am Horizont verblassen; den Blick zum westlichen Bogen des Horizontes, so sehen wir dort als ersten, gleißend hellen Stern Venus (zu Monatsbeginn mehr im Südwesten, gegen Monatsende im Westen) aufleuchten als Abendstern. Wer genauer hinsieht, wird in den ersten Tagen des Monats nahe an Venus, etwas höher als diese, bald einen zweiten hellen goldigen Stern erblicken. Es ist der Himmelsriese Jupiter. Er wird von der Venus am 5. Februar auf ihrem Lauf derart überholt, daß diese eine gute Vollmondsbreite (genauer 37') südlich von ihm vorüberzieht. Gegen die Monatsmitte hin nimmt die Sichtbarkeit Jupiters rasch ab, er verschwindet in den Strahlen der Sonne, während Venus flinker als der Sonnenball nach links ausweicht und in nördlichere Regionen strebt, wodurch sie am Himmel für uns rasch immer höher steigt und tiefer in das satte Blau über dem Abendgold eindringt. Kaum ist das Wettrennen zwischen Venus und Jupiter vorbei, da erscheint schon ein neuer Partner auf dem Felde; der schnellfüßige sonnennahe Planet Merkur. Dieser, in den ersten 10 Tagen des Monats noch ganz unsichtbar, überholt am 13. seinerseits Jupiter, nur 8' oder ein Viertel Vollmondsbreite südlich an ihm vorüberstreichend, eine Konjunktion, die freilich mit freiem Auge nicht beobachtet werden kann, für den Sternenfreund aber vielen Reiz bietet. Bald bessern sich aber die Sichtbarkeitsbedingungen für Merkur derart, daß er vom 16. Februar bis zum 3. März mit freiem, unbewaffnetem Auge gesichtet werden kann. Vom 19. bis 27. Februar erreicht die Dauer der Sichtbarkeit Merkurs sogar rund 30 Minuten; der beste Tag ist der Abend des 22. Februar. Es ist bekannt, daß der große Kopernikus noch auf dem Sterbebette bedauert haben soll, den sonnennächsten Planeten Merkur nie im Leben gesichtet zu haben. Hier ist für jedermann die seltene Gelegenheit geboten, wie sie günstiger nicht gedacht werden kann, denn jeder Irrtum ist ausgeschlossen. Man braucht nur gen Westen zu blicken und zunächst die hellstrahlende Venus ins Auge zu fassen. Etwa 5—6 Grad oder eine halbe Faustbreit rechts von ihr, etwas tiefer, wird man dann als stechend hellen Stern den Planeten Merkur erkennen.

Bot uns so das Bewegungsspiel der Planeten zur Besperzeit im Berichtsmonat schon vielen

Reiz, so entfaltet auch der Fixsternhimmel noch immer seine volle winterliche Sonnenpracht. Betrachten wir die Sternenbilder, wie sie um die Monatsmitte um 10 Uhr (oder zu Monatsanfang um 11 Uhr bezw. gegen Monatsende um 9 Uhr stehen), dann finden wir über Nordwesten in liegender Stellung die schöne Figur der Andromeda, mit dem wundersamen, geheimnisvollen großen Spiralnebel inmitten geziert. Auch der am weitesten links stehende der drei Hauptsterne Andromedas, Gamma, ist als schöner und schon für kleine Fernrohre leicht trennbarer Doppelstern hochinteressant. Ueber Westen verschwindet der oberste Teil des Walfisches und über ihm zeigt sich der einprägsame Kopf des Widders. Ueber Westsüdwest füllen die flimmernden Kleinsterne des Eridanus das tiefste Feld, während hoch und machtvoll der Stier thront. Unterhalb der bekannten Sterngruppe der Plejaden aber finden wir den noch immer auffallend rot lohenden Stern des Kriegsgottes, den Planeten Mars, der sich jetzt schon wieder sehr rasch von der Erde entfernt aber noch immer für stärkere Fernrohre eine gute Beobachtung ermöglicht, da seine hohe Lage am Himmel in den frühen Nachtstunden die Anwendung starker Vergrößerungen gestattet. Die reichen und mit hellen Fixsternen prangenden großen Wintersternbilder erfüllen dann das Feld in dem Zwickel von Südwest bis zum Meridian. In der Mitte Orion, senkrecht darunter Hase und Taube, links schräg nach abwärts von Orion der flammende Sirius im großen Hund, links in gleicher Höhe mit Orion Prokyon im kleinen Hunde und links über Orion die Zwillinge, Castor und Pollux. Dann noch immer dem Scheitel nahe, Capella im Fuhrmann, der gleißende Sonnenstern, unserem Tagesgestirn verwandt. So reich und prächtig der Himmel westlich vom Mittagskreis sich darbietet, so sternarm erscheint dagegen der Zwickel links vom Meridian. Tief flimmern dort die matten Sternchen der Hydra oder Wasserschlange, nur Alphard, ihr Hauptstern und die Sternfigur ihres Kopfes treten hervor. Links von den Zwillingen sieht man zunächst überhaupt fast so gut wie nichts und erst bei genauerem Hinschauen ein paar matte Sternhaufen die „Krippe", schon im Feldstecher sehr leicht aufzuspüren. Ueber Ost herrscht das mächtige Bild des großen Löwen, dem die Jungfrau folgt. In beiden Bildern sind die Sterne Gamma als schöne und leicht zu trennende Doppelsterne bekannt. Im Hoch-Nordosten viert finden wir den Himmelswagen, d. s. die sieben Hauptsterne des großen Bären.

Von den großen Planeten sind endlich noch Saturn und Neptun zu erwähnen. Der letzte, mit freiem Auge unsichtbar, dagegen mit jedem besseren Fernrohr mit Hilfe einer guten Sternkarte leicht aufzufinden, steht sehr nahe bei dem Haupt-Fixstern im Löwen, Regulus. Saturn dagegen, als einziger großer Wandelstern am Morgenhimmel, kommt am 27. in Quadratur zur Sonne, geht zu Monatsbeginn um drei Uhr, gegen Monatsende um zwei Uhr auf und ist im Bilde des Skorpions leicht an einem eigentümlich bleifarbenen, ruhigen Lichte zu erkennen. Sein Ring ist weit geöffnet und umschließt die Saturnskugel ganz. Es ist dies die für die Wahrnehmung bei schwachen Vergrößerungen mittels einfacher Handfernrohre vorteilhafteste Stellung.

Der fleißige Beobachter und Freund des Sternenhimmels wird natürlich auch dem getreuen Trabanten der Erde, unserem Monde, seine Aufmerksamkeit nicht versagen. Günstiger als in jeder andern Jahreszeit kommt nämlich gerade im Frühjahr die junge Mondsichel am Abendhimmel rasch herauf und ersteigt mit wachsendem Glanze immer größere Höhen. Vorübergänge des Mondes an Planeten kommen im Berichtsmonat mehrere vor. So am 8., wobei der Mond sechs seiner Breiten südlich an Venus vorbeizieht, um am gleichen Abend auch, sieben Breiten entfernt, Jupiter zu überholen. Am 9. geht der Mond an Mars vorüber, doch weit entfernt und nicht im Konjunktionsmomente selbst, zwar. Dagegen ist am 25. Februar am Morgenhimmel eine auffällige Begegnung des Mondes mit Saturn zu verzeichnen, wobei der L. on, nur knapp seine eigene Breite entfernt, nördlich an dem Planeten vorbeizieht. Zum Schluß sei noch auf die Beobachtung der Sonne verwiesen. Ihre gerade jetzt außerordentlich rege Fleckentätigkeit wird an jedem Tag eine lohnende Ausbeute am Fernrohr gewähren. Da immer mehr Beweise dafür beigebracht werden, daß die Sonnenflecke auf die Erde u. den Menschen einwirken, sind diese Studien besonders interessant.

—⊂—

Unsere Wettermacher

Von K. Liermann.

Die meteorologischen Erscheinungen sind wohl diejenigen, auf welche die Menschen zuerst aufmerksam wurden. Mögen wir nun annehmen, daß die Mythologie der Griechen aus einer untergegangenen Naturweisheit eines hohen Naturvolkes hervorging, soviel ist gewiß, daß ein Teil von Griechenlands Göttern, von dem donnernden Zeus bis zu Eos mit den rosigen Fingern, als Urheber von Erscheinungen in der Atmosphäre angesehen wurden. Aehnliche Anschauungen, welche die Naturkräfte, die in der Atmosphäre wirksam auftreten, persönlichem Wirken übermenschlicher, göttlicher oder dämonenhafter Wesen zuschreiben, treffen wir fast bei allen Völkern älterer und jüngerer Zeit. So haben die gewaltigen Gewitter Indiens Veranlassung gegeben, einen Gott Indra als Blitzschleuderer einzusetzen, und der Thor oder Donar der Germanen, der Jupiter tonans der Römer, was ist er anderes als eine Personifizierung der Macht des Gewitters? Auch auf Sprache und Ausdrucksweise nimmt das Wetter einen Einfluß: Es ist hier nicht bloß an bildliche Ausdrücke wie wetterwendisch, windschnell, Blitzkerl, Donnerwort usw. gedacht, sondern beispielsweise an die Bezeichnung der Weltgegenden Nord und Süd, welche bei allen indogermanischen Völkern von der Temperatur der aus diesen Strichen kommenden Winde hergeleitet ist. Der große Einfluß der meteorologischen Vorgänge auf das gesamte Geistes- und Gemütsleben der Menschheit leuchtet ein wenn man sich vergegenwärtigt, wie wechselnd und mannigfach, wie wunderbar schön oder furchtbar und gewaltig die Bilder sind, welche der verschiedene Zustand des Luftkreises, das Wetter, in der Landschaft hervorrufen. Welch verschiedenen Eindruck macht ein und dieselbe Landschaft, ob sie der volle Glanz der hochstehenden Sonne erhellt, ob sie die zauberischen Töne des Abendrots verklären, ob sie von schwarzen Wolkenmassen schwer beschattet wird oder ob des Mondes Silberschimmer über sie gebreitet ist. Den Zauber der Morgen- und Abendröte, den Purpur des Alpenglühens, die Himmelsbrücke des Regenbogens, die Gaukelbilder der Fata Morgana — alle diese Erscheinungen verdanken wir dem Luftkreise, in dem wir atmen und leben.

Aus all dem Vorausgegangenen erklärt sich zur Genüge das große Interesse, welches die Menschen den Witterungserscheinungen entgegenbringen. Immer bilden in unseren Gegenden Wärme, Wind und Wetter die häufigsten Anknüpfungspunkte für ein Gespräch, und täglich schauen tausende von Menschen nach dem Himmel oder zum Barometer, um sich über das kommende Wetter zu orientieren. Namentlich die Vorausbestimmung des Wetters ist es, welche in den letzten Jahrzehnten die allgemeine Aufmerksamkeit auch auf die wissenschaftliche Witterungskunde gelenkt hat, da es dieser in der Tat gelungen ist, sehr bedeutende und zukunftverheißende Fortschritte zu machen. Ein rasches Aufblühen der Meteorologie datiert seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts. Was bisher auf diesem Gebiete geleistet worden, waren noch isolierte Wahrnehmungen und Erwägungen, Ergebnisse der Einzelforschung, die unter sich noch in keinem rechten Zusammenhange standen. Zu höherer Bedeutung gelangten sie erst, als ihnen der rechte Platz innerhalb des Systems angewiesen war. Dies geschah durch die beiden deutschen Koryphäen Leopold von Buch (1774 bis 1853) und Alexander von Humboldt (1769 bis 1859). Die Bedeutung dieser beiden Männer erstreckt sich auf alle Zweige der Naturwissenschaft, auch auf die Witterungskunde. Humboldt begründete die statistische Methode in der Meteorologie. Es würde zu weit führen, wollte man nun den Aufstieg der Witterungskunde in seinen einzelnen Phasen bis auf den heutigen Tag eingehend beleuchten. Auf Grund vieler Erfahrungen sowie wissenschaftlicher Beobachtungen und Berechnungen ist die moderne Aströmeteorologie oder Astronomische Meteorologie entstanden.

Die Ergebnisse der Aströmeteorologie sind in Bezug auf die Sicherheit der Wettervoraussagen auf kurze Sicht, das heißt auf Tage, Wochen und Monate geradezu verblüffend. Mit Bestimmtheit sagen sie dem Flieger, ob er es wagen darf, einen Ueberlandflug zu unternehmen. Sie gewähren ihm einen Einblick in die jeweiligen atmosphärischen Strömungen höherer Luftregionen verkünden ihm Böen, Gewitter und sonstige Wettererscheinungen, die seinem Verhalten auf der Fahrt bestimmt Aufgaben stellen. Flugdienst und Wetterkunde sind heute zwei Begriffe, die nicht mehr von einander zu trennen sind. Landwirtschaft und Wetterkunde sind ebenfalls zwei nicht voneinander zu trennende Begriffe. Die alten Bauernregeln und Wetterweisheiten werden von dem modernen Landwirt in die Rumpelkammer der Historia geworfen. Die Wetterprognosen auf wissenschaftlicher Grundlage sind für ihn maßgebender geworden.

Jetzt hat der Februar seinen Einzug gehalten. Mancher wird gern einen Blick in die Zukunft werfen wollen, um die Wettermanieren des Hornungs zu erfahren. Schauen wir zunächst einmal zurück. Welche Prognose hatten die Wettermacher für den Hänner aufgestellt? Die angesagten reichlichen Niederschläge fanden ihre vielfache Bestätigung durch die Schnee- und Frostmeldungen der Gebirgsgegenden und durch die Wasserstandsmeldungen der flacheren Gebiete. Der für das Ende des Monats angekündigte Frost hat die Prophezeiungen der Wissenschaft ebenfalls zur Wahrheit werden lassen. Wenn man also das Wetter im Januar im allgemeinen betrachtet, so muß man wohl sagen, daß alles pünktlich eingetroffen ist. Daß eine Wettervorhersage in so großen Zügen die lokalen und sekundären Einflüsse nicht berücksichtigen kann, ist selbstverständlich. Trotz alledem müssen wir ihre Bedeutung wohl anerkennen und es wäre ungerecht von uns, wollten wir ihren Wert schmälern.

Was bringt nun der Februar für Wetter? In Anbetracht der winterlichen Jahreszeit soll eine verhältnismäßig hohe Durchschnittstemperatur herrschen. Nur wenige Tage werden Kälte bringen, während meist mäßig kaltes, ja fast mildes Wetter vorherrschen wird. Unter Berücksichtigung dieses Umstandes werden auch die im Februar zu erwartenden ziemlich reichlichen Niederschläge meist in Form von Regen zur Auswirkung kommen. Sie werden sich in ihrer Hauptsache um den vierten, sechsten, siebzehnten und vierundzwanzigsten Tage des Monats verlichten. Diese Vorhersage dürfte für den Landmann von großer Bedeutung sein, denn obwohl es noch Winter ist, muß er im Februar doch schon an verschiedene Felderarbeiten denken. Die Februar-Prognose sagt ihm klar und deutlich, was er beginnen darf und was er unterlassen muß. Wir wollen wünschen und hoffen, daß diese wissenschaftlichen Vorhersagen, mögen sie nun den Wünschen oder Hoffnungen entsprechen oder nicht, recht behalten, damit sie jedem von uns die Gewißheit geben, daß wir uns auf die Wetterwissenschaft verlassen können.

—⊃—

Fischmarder-Hochzeit

Eine Tiergeschichte von Wilhelm Hochgreve

„Sechzehn Grad" verkündete mit seinem Heulen in den Telephondrähten der Frostwind. „Sechzehn Grad" schrieen in die eisige Nacht die Pappeln, denen die Rinde vom gefrorenen Stamme barst. Der Mond sah aus, als habe er sich eine weiße Pelzmütze über die Ohren gezogen, um sich zu schützen vor dem Eishauch des Ostwindes. Die Aller war bis auf eine schmale Rinne in der Mitte zugefroren, und wie Spiegelglas glänzte das Eis, wo der Wind es traf und mit scharfem Besen die Eiskristalle beiseite gefegt hatte. Links und rechts des Flusses regte sich kein Lebewesen in dieser kalten, weißen Mondnacht; nur einmal schaukelte ein Eulenschatten über das weiße, tote Land dahin.

Die Rinne im Wasser schluckte und röchelte, als schmerzte sie der kalte Griff der harten Faust des Ostwindes, der auch sie durchaus in seinen Bann schlagen wollte; aber sie wollte nicht und wehrte sich. Da —irgendwo krachte das Randeis der Rinne, und nun schob sich dort, wo die Aller eine Biegung macht und die offene Rinne am breitesten ist, ein dunkler bärtiger Kopf, dem ein haarliger Schlangenleib folgte, auf die Eisdecke. Ein schriller Pfiff, und schlangenhaft wand sich der Fischotterrüde über die im Mondlicht aufgleitzernde Eisbahn. Wo der Ostwind, aufgehalten durch die Erhebungen oder die dichteren Weidenbüsche am Ufer, nicht hinlangte, traf der Pelzvermummte auf andere Otternspuren im Schnee. Irgendwo gellte ein Pfiff; mit einem Ruck hielt der Rüde in seinem eiligen Suchen inne. Ein halbes Männchen machend, lauschte er in die hellhörige Winternacht. Aber der Pfiff kam wohl aus der Kehle eines Bläßhuhns, das vielleicht ein im Rohr räubernder Iltis aus dem Schlafe schreckte. Weiter schlängelte sich der Otter auf seinem spiegelglatten Eiswege. Plötzlich machte er ein paar Schellenten hoch, die vor zwei Tagen erst aus dem noch rauheren und vereisteren Norden zu Besuch gekommen waren. Schlich, rasch, klirr, — und plumps war er von der glatten Eisdecke durch das brechende Randeis in die kalte Flut getaucht und schwamm unter dem Eise eine lange Strecke dahin, bevor er sich wieder in die offene Rinne wagte. Dort sog er, nur die Nase über dem Wasser hebend, die kalte Luft voll. Dann schwamm er wieder in der eisigen Flut, die ihm aber so gerade recht war, weil sie sein heißes Blut kühlte. Vom Grunde holte er sich einen halbpfündigen Hecht, den er, wieder an die Oberfläche der Wasserrinne steigend, fraß, schwamm gewandt wie eine Forelle unter Wasser weiter, holte Luft und tauchte wieder. Dann stieg er, nachdem er unsichtbar etwa hundert Meter stromauf geschwommen war, behutsam an einer zum Ausstieg günstigen Stelle auf die Eisdecke. Während seine breiten mit Schwimmhäuten durchspannten Vorderpranken an den kurzen, muskelstarken Läufen ihn auf dem Eisrande hielten, umspülte noch den Hinterleib mit der buschigen Ruderlunte die Flut. Hin und her ging der breite, niedrig bestirnte Grind, scharf äugten die Seher nach links und rechts, lauschten die kurzen, im Balghaar fast ganz versteckten Ohren, spielte die mit ebenso feinem Witterungsvermögen ausgestattete Nase nach allen Seiten. Die so plötzlich vor ihm aufstehenden Schellenten hatten ihn erschreckt, weil er in dem Glauben war, ein anderer Feind könne sie aufgescheucht haben; und Vorsicht und die Ausnutzung der feinen Sinne und das tiefe Wasser sind der Ottern Hauptwaffe im Kampfe gegen die vielen Feinde von denen der Schlimmste auf zwei Läufen geht. Nach diesem erst kommen an Gefährlichkeit für ihn die Hunde. Aber mit ihnen wurde er, der fünfjährige Rüde, bisher noch fertig. Ja, im letzten Herbst nahm er es an der Weser, in die er von den ausgeraubten Forellenbächen im Solling hinuntergestiegen war, mit zweien von ihnen zugleich auf, dem Terrier und dem großen Hofhund des Müllers. Die beiden waren ihm, als er dem Gänsestall einen Besuch abstatten wollte, um nach langer Pause einmal wieder Warmblut zu genießen, auf die Spur gekommen. Dabei zerbiß der Otter dem schnellen Hofhund einen Laufknochen, daß er vor Schmerzen aufheulend die [illegible] aus dem Schlafe weckte. Blitzschnell griff dann des Fischmarders Fang den [illegible] unsinnigen Temperament während des kurzen Kampfes mehr seinen Freund, den Hofhund, als den verhaßten Eindringling gebissen hatte, bei der Kehle und tauchte mit ihm in den nahen Mühlgraben, wo er ihn ersäufte, allen Fischen zur Freude, die Hundefleisch mögen.

Jetzt aber schien alles in Ordnung zu sein und so zog er den im Wasser hängenden Leib nach, watschelte und schlickerte ein paar Längen über das spiegelglatte Eis, hielt dann plötzlich ein und sandte einen hellen, wohltönenden Pfiff in die klare Frostnacht. Wieder machte er ein halbes Männchen; aber diesmal hatte er recht vernommen, die ersehnte Fähe, nach der er nun schon die Aller auf fünf Kilometer und mehr in ihren Nebenbächen und -teichen viele Nächte hindurch auf der Suche war, diese ersehnte Fähe lebte und antwortete seinem Ranzpfiff in gleicher Weise. Die Freude wirbelte seinen Schlangenleib über das Eis; dann verhoffte er wieder, und nun gab er Antwort auf den zweiten Pfiff, den er von ihr hörte, um sich wieder einige hundert Meter dahin zu schlängeln. Da, wieder ein jähes Verhoffen. Und dann — der alte verliebte Rüde konnte gar Sätze machen — war er neben ihr und umbuhlte sie, ein weiches, zärtliches Knurren durch die Nase blasend. Sie war nicht mehr jung, aber immer noch reizvoll, wenn ihr auch die eine Vorderpranke ziemlich verstümmelt war von dem Tellereisen, das der Förster für sie am Ufer der Alpe ausgelegt hatte. Dort, in dem hechtreichen Nebenflusse der Aller, der sich durch dichten Heidewald und eine Strecke am Lichten Moor hinwindet, hatte sie gehaust, bis kaum noch ein Hecht und eine Quappe in dem braunen Moorwasser lebten. Darum, und weil der Förster beim Entensuchen ihren von Gräten und Losung überstäten Ausstieg fand und das hier ausgelegte Ottereisen sie vergrämte, aber auch, weil ihr Herz immer noch jung und sich nach einem festen Rüden sehnte, war sie den Heidefluß stromabwärts in die Aller und diese stromaufwärts geschwommen. Aber sie hat sich dem nun endlich gefundenen Rüden nicht ohne weiteres. Mit schwachem Fauchen und Schnauzen nahm sie seine ersten Liebkosungen hin. Als er aber zärtlicher werden wollte, plumpste sie ganz plötzlich ins Wasser und entschwand. Er überlegte jedoch nicht lange und fuhr hinter ihr drein; und nun begann ein Necken und Foppen im Wasser, dann wieder auf dem Eise und wieder im Wasser. In den Dröhten an der Landstraße wimmerte es jetzt. „Siebzehn Grad" in den Fichten und Buchen knallten die Frostrisse wie Flintenschüsse, aber die beiden achteten weder auf diese noch auf jene. Sie tollten vielmehr immer närrischer durch das Eiswasser und über die Eisdecke, fuhren auch einmal durch das dichte Rohr eines von der Aller gespeisten, [illegible] Teiches, wo im Hochsommer und [illegible]

Herbst immer die Tausende von Staren zur Nachtruhe brausend einfallen, jetzt aber vor dem Krachen und Knacken der dürren Halme ein Dutzend Enten und Wasserhühner aufstanden. Aber jetzt kümmerte sie ihr Rauschen nicht. Fischottern freien auch im Frühjahr und im Sommer; aber ihre schönste Freite-, ihre heißeste Ranzzeit ist der Hornung, besonders dann, wenn der Mond sich im Eise sogar warmgrünender Flüsse spiegeln kann und wenn die Dräthte unter dem Hauch des Ostes heulen und stöhnen . . .

Langsam löste sich vom Stamme der dickste Weide, wo er im Schneehemde ansaß, der Jäger. Die Füße steckten im schneeweißen Sack voll wärmender Spreu; die froren ihm nicht. Aber die Hände waren trotz der dicken Handschuhe wie Eis so kalt und steif wie Bretter. So retteten die siebzehn Grad Kälte den beiden Ottern ihr Leben, denn der Jäger hätte sie auf einen Schuß haben können, wenn ihm die Finger nicht völlig versagt hätten.

Als er am nächsten Morgen mit dem Schlitten den Spreusack abholte, da bestaunte er das Spurengewirr im Schneebelag der Eisdecke. Ein Lächeln huschte ihm übers Gesicht in der Erinnerung an die fünf Stunden, die er in Eis und Schnee ausharrte, um sich einen braunen Edelbalg zu erbeuten. Aber wenn ihm auch die Hände erstarrten, umsonst war dieser Nachtansitz nicht gewesen. Das heute in deutschen Gewässern so seltene Bild einer Fischmarderhochzeit in mondheller Winternacht wird ihm unvergeßlich bleiben. Und er will sie nun auch leben lassen, die freien Raubritter, damit auch im nächsten Hornung wieder ihr heller Ranzpfiff in einsame, weiße Nächte gellt und ihre Schlangenleiber im fröhlichen Liebesspiel sich über den Eisspiegel der Aller schlängeln.

—⊃—

Hege und Jagd im Februar

Von Wilhelm Hochgreve.

Der Hornung ist wohl der stillste Monat in jagdlicher Beziehung. Das Wild hat größtenteils Schonzeit, bezw soll jetzt im allgemeinen seine Ruhe haben. Hirsche und Damschaufler sind zwar gesetzlich für den Abschuß noch frei, sollten aber nur noch in Ausnahmefällen zur Strecke kommen. Kümmerer und Kranke müssen auf jeden Fall noch abgeschossen werden. Nach dem Jagd- und Schonzeitkalender ist das Wasserwild größtenteils noch zu besagen, vom Standpunkte der Beidgerechtigkeit aus aber ist es nunmehr zu schonen. Das Jagen auf Feldruarenier., und besonders nach harten Wintermonaten, bereitet dem anständigen Weidmann kein Vergnügen. Ist der Februar milde, dann beginnt auch bereits gegen das Ende des Monats die Paarzeit (Ranzzeit) der Enten, ein Grund mehr, den „Hahn in Ruh" zu lassen. Sauen und Raubwild werden noch bejagt, die Sauen freilich auch nur, wenn es sich um einzelne Stücke handelt, die der Winter nicht allzu stark hat abkommen lassen. Einen starken Keiler wird freilich der weidgerechte Jäger sich auch dann nicht entgehen lassen wollen, wenn er zum Brett „abgemagert" sein sollte. Wo die Sauen zu Schaden gehen, wird man beim Abschuß weniger Rücksicht bei der Auswahl üben können mit Ausnahme der führenden Bachen, die unbeschossen bleiben. Die Fuchsbaue (die Dächse haben Schonzeit) werden geprüft, ob sie besahren sind. Die Bewohner (neben den Füchsen stecken auch häufig streunende Katzen und Iltisse in alten Fuchsbauten) werden mit dem Erdhunde (Dackel und Terrier) gesprengt und dabei erlegt oder — vorbeigeschossen. Auch kleine Drückjagden, Pürsch und Ansitz können einen der meist noch vollwertigen Bälge aufs Spannbrett bringen. Aber auch die Raubwildverfolgung soll ihre Grenzen haben. —

Herrschte vorher recht hartes Wetter, dann rangt das Raubwild zumeist im Februar. Liegt Schnee, läßt sich aus den Spurenbildern deutlich erkennen ob die Rüden ihren angebeteten Fähen noch folgen, oder man hat das Glück einem verliebten Pärchen, bezw. mehreren um eine Schöne kämpfenden Rittern zu begegnen.

Hegerarbeit gibt's genug im Jagdgebiete! Ist sich der Heger nicht viel Ruhe am Tage gönnen. Das Nutzwild (ein falscher Begriff, für den wir aber vorläufig keinen rechten Ersatz haben) hat im Februar, wenn er noch winterliche Unbilden bringt, schwer zu leiden und muß unbedingt weiter gefüttert werden. Gutes Heu, Rüben (am besten die roten Pferdemöhren, die nicht so leicht frieren), Kastanien und Eicheln, sowie Salzlecksteine sind an möglichst vielen dem Wilde von früher her vertrauten Plätzen zu bieten. Auf solche Weise kommen auch schwächere Stücke und heimliche zu ihrem Rechte und das Wild wird in Bewegung gehalten. Um diese Bewegung und damit den für das Wohlbefinden unbedingt nötigen Blutumlauf zu fördern, lasse man den Schneepflug fleißig arbeiten, der Laufbahnen schafft und gleichzeitig auch die natürliche Aesung (dem Wilde immer die liebste und bekömmlichste Nahrung) freilegt. Der gefährlichste Feind unseres Wildes im Winter ist der Hartschnee, der nur mit dem Schneepfluge bekämpft werden kann. Wildtiere treiben ihr unsauberes Handwerk mit Vorliebe dann, wenn Mond und Schnee die Nacht zum Tage machen, und müssen zumal an den Revlergrenzen, belauert werden. Heften und Zäune an Waldrändern und Gärten sind auf Schlingen zu untersuchen. Verdächtigen Spuren muß gefolgt werden, sie führen oft an Schlingen über Wechsel in Dickungen und Stangenörtern. —

Starke Hirsche beginnen gegen das Ende des Monats ihren Hauptschmuck abzuwerfen. Die meisten Hirschstangen aber fallen erst im März, so daß der Februar seinen altdeutschen Namen „Hornung" nicht mehr voll verdient. Die abgeworfenen Hirschstangen werden gerne von Waldarbeitern und anderen Leuten gesucht und, besonders wenn Paßstangen gefunden werden auf künstlichen Schädeln aufgesetzt als Wandschmuck verwendet oder kiloweise an Drechsler verkauft. Die Stangensucherei ist eine leidige Störung für das Wild und muß möglichst unterdrückt werden. Was an Abwurfstangen im Walde liegen bleibt, wird von Nagern aller Art (Mäusen, Siebenschläfern, Eichhörnchen) benagt und von Füchsen, Dächsen und Mardern behaut, die alle der Salzgehalt anreizt. Im Museum des Instituts für Jagdkunde in Berlin-Zehlendorf sind zahlreiche interessante Stücke solcher Geweih- und Gehörnstangen zu sehen.

—⊂—

Pariser Verkehr

Wer in Balzac'schen Novellen oder in den Romanen von Eue die Namen der alten Straßen und Gäßchen erwähnt findet, die einst die Geheimnisse von Paris bargen, der greift wohl zum Stadtplan, um einmal festzustellen, wo der Schauplatz dieser Ereignisse im heutigen Paris liegt. Aber in den meisten Fällen wird man vergeblich suchen. Das Pariser Straßenbild, das sich bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts seinen engen mittelalterlichen Charakter bewahrt hatte, wurde durch die unter der Regierung Napoleons III. von dem Seinepräfekten Haußmann durchgeführten Straßendurchbrüche mit einem Schlage grundlegend verändert. Man hat sich damals nicht, wie im heutigen Berlin, die Köpfe über die Daseinsberechtigung einiger Ministergärten zerbrochen — den Notwendigkeiten des wachsenden Verkehrs einer aufblühenden Großstadt mußten alle Sentimentalitäten weichen. Am Ende haben sich auch die Bewunderer des alten Paris mit dem prächtigen Fernblick getröstet, den ihnen die neuen Boulevards boten, quer durch die Stadt in die Weite. Freilich — an Widerständen hat es auch damals nicht gefehlt — Widerstände — die sich vor allem gegen die rücksichtslose Enteignungspolitik Haußmanns richteten. So kommt es, daß erst jetzt, fast 60 Jahre später, der Schlußstein auf das unter Napoleon III. begonnene Werk gesetzt werden konnte. Vor wenigen Tagen ist unter feierlichen Zeremonien, in Anwesenheit des Präsidenten der Republik, der letzte Teil des Boulevards Haußmann, der bisher in eine Sackgasse verlief, dem Verkehr übergeben worden. Eine breite Avenue zieht sich nun in fast gerader Linie vom Platz der Republik durch das Herz von Paris zum Triumphbogen.

Der brausende Verkehr, der schon wenige Stunden nach der Einweihung durch die neue Prachtstraße flutete, war der beste Beweis dafür, wie notwendig es war, dieses Ventil zu öffnen. Der an deutsche Verhältnisse gewöhnte Betrachter gerät doch, trotz der rapiden Entwicklung des Verkehrs, die sich in den letzten Jahren auch in den deutschen Großstädten vollzogen hat, in einiges Staunen, wenn er dieses babylonische Gewirr von Menschen und Fahrzeugen an sich vorüberziehen sieht. Nichts liegt näher, als bei diesem Anblick Vergleiche anzustellen und Lehren zu ziehen. Daß sich der Verkehr der in 3 bis 4 Reihen ebenelmander auffahrenden Automobile in aller Ruhe und Gleichmäßigkeit vollzieht, ist eine Selbstverständlichkeit, die in einer Stadt, deren Verkehr sich auch während des Krieges weiterentwickelt hat, nicht wundernimmt. Aber die Mittel, mit denen man diese Ordnung erreicht hat, sind der besonderen Beachtung wert. Auffallend ist vor allem das völlige Fehlen technischer Vorrichtungen. Kein Verkehrssturm, keine Signalkompeln, keine Winkapparate. Dafür aber stehen die Polizisten nicht sockelfest auf ihren [illegible]